

(Nachdruck verboten.)

15] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Er verneinte. „Der Brief gemahnt mich an meinen unbergeklärten Freund Ulrich von Hutten,“ sagte er, das Schriftstück zusammensaltend und in seine Gürteltasche steckend. „Den Schreiber kenn' ich nicht. Er ist ein Doktor der Rechte und nennt sich Max Eberhard. Es muß wohl in Rothenburg eine offene Aussprache über die Schriften und Ziele Ulrich's nicht möglich sein, so daß er mir, dem Fremden, seine Bewunderung jener ausdrückt und sein Herz erschließt. Die Furcht vor dem Todten dauert fort, und der Haß, der den Lebenden verfolgte, wird wahrscheinlich auch des Denksteines an seinem einsamen Grabe nicht lange schonen.“

„Wohl ihm, daß er endlich Ruhe fand,“ tröstete Frau Barbara. „Erzähltest Du mir doch, daß er seit langen Jahren an einem unheilbaren Uebel litt.“

„Sein Feuergeist zwang den schwächlichen Leib, ihm dienftbar zu sein,“ ergänzte Herr Florian. „Dennoch ahnte mir nicht, als wir uns nach dem mißglückten Zuge Sickingen's gegen den Erzbischof und Kurfürsten von Trier mit einem rajchen Händedrucke auf dem Landstuhl trennten, daß wir einander nicht wieder sehen würden. Er wollte Hilfe in der Schweiz suchen, ein anderer eilte an den Rhein, ich hierher, um unseren säumigen Adel in den Sattel zu bringen.“

„Ich für meinen Theil darf nicht klagen, daß Du Dich nicht mit Franz von Sickingen auf seiner Burg Landstuhl einschlossst,“ äußerte seine Gattin mit einem bedeutungsvoll lächelnden Blicke.

Er verstand sie. Denn damals war er ihr auf Burg Nimpar, dem Sitze derer von Grumbach, wo sie als eine Waise bei ihren Brüdern Hans und Wilhelm lebte, zuerst begegnet. Er legte seinen Arm um ihre vollen Schultern und drückte sie an seine Brust. „Ihm war das Glück nur ein einzig Mal hold und just damals lernte ich ihn kennen,“ sagte er, während sie mit einem zärtlichen Stolze zu ihm aufblickte. „Es war in Würzburg, im Winter von 17 zu 18. Er war von der Universität Bologna nach Deutschland zurückgekehrt und zu Augsburg während des Reichstages von dem Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt worden. Die schöne Konstanze Peutingen hatte ihm den Lorbeerkrantz gewunden. Jung, von Ruhm strahlend, voll Zuversicht, daß der Morgen, den die Humanisten verkündet, nun wirklich anbrechen werde, so traf ich ihn dann zu Würzburg am Hofe des damaligen Bischofs Lorenz von Bibra, welcher den Ideen der Reformation zugeneigt war. Es war eine herrliche Zeit und, wie Hutten sagte, eine Lust, in ihr zu leben. Und heute ist die Nacht schwärzer als je!“ Er machte eine Bewegung, als wollte er die trüben Gedanken von der Stirn schieben.

Die junge Frau zog ihn sanft zu dem Tische, auf dem inzwischen das Mittagessen aufgetragen war. Es bestand aus Rindfleisch mit weißen Rüben und der gerösteten Keule eines Ebers. Es gebrach dem Ritter keineswegs an Glücksgütern, so daß er füglich einen reicheren Tisch hätte führen können. Allein er war bedürfnislos, der damals in ippigster Blüthe stehenden Verschwendung und Schlemmerei feind und sein Leib durch körperliche Uebungen von früh auf durch Jagd und Krieg gestählt. Er war schon in jungen Jahren in die Kriegsdienste des Kaisers Maximilian getreten, und Georg von Frundsberg, der das Heer umgestaltet, indem er dessen Schwerpunkt auf die Fußtruppen gelegt, sein Waffenmeister gewesen. Der Ritterstand als der eigentliche und bevorrechtete Kriegerstand, der mit seinen Dienstmännern bislang die Heere gebildet, hatte sich überlebt. Nicht das Schießpulver allein hatte das Lebensheer mit seinen schwer gepanzerten Reitern unbrauchbar gemacht, auch der ritterliche Geist war in ihm erloschen. Es hatte selbst sein Todesurtheil unterzeichnet, als es in den Hussitenkriegen bei Taus auf die bloße Kunde von dem Anrücken des vorwiegend aus Bauern bestehenden Volksheeres wie Spreu vor dem Winde auseinander gestoben war, trotzdem ein Kardinal seine Waffen gegen die Steger gesegnet hatte.

Kaiser Max sah es gern, daß die adlige Jugend in seine Lanzknechtsfähnlein trat, um die neue Gefechtsart und Taktik zu erlernen; das gab ein Holz, um daraus tüchtige Hauptleute zu schnitzen. In einem solchen, 400 Mann zählenden Fähnlein hatte auch Ritter Florian Geher das Waffenhandwerk von der Pike auf gelernt und unter Jörg von Frundsberg in Italien gegen Frankreich zu Felde gelegen. Er mußte sich dabei trotz seiner Jugend wohl auffällig hervorgethan haben. Denn als im Todesjahre des Kaisers Max, 1519, der Herzog Ulrich von Württemberg mitten im Frieden die freie Reichsstadt Reutlingen überfiel, vorgebend, daß ihm deren Bürger seinen Waldbvogt auf Schloß Achalm erschlagen, und der schwäbische Bund ins Feld rüdte, um an ihm die Reichsacht zu vollziehen, da erhielt Florian Geher ein selbständiges Kommando. Während die Hauptmacht unter dem Truchseß von Waldburg vor den Höhenasperg und Tübingen zog, erhielt er den Befehl, sich nordwärts zu wenden, wo Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand in Mötmiühl die Sache des Herzogs vertheidigte. Und der gefürchtete Lehrling des Faustrechts hatte sich dem jungen Hauptmann ergeben und nach Heilbronn in ritterlich Gefängniß reiten müssen! In diesem Feldzuge, der Württemberg der Regierung Oesterreichs überantwortete, geschah es auch, daß Herr Florian die Bekanntschaft Franzens von Sickingen machte und von ihm auf die Eberburg eingeladen wurde. „Die Herberge der Gerechtigkeit,“ pflegte Hutten sie zu nennen. Denn von ihr sollte das neue Zeitalter der Gerechtigkeit ausgehen und fortan nur ein Haupt: der Kaiser, nur eine Kirche: die protestantische sein.

„Ich kann es nicht mehr bedauern,“ so spann der Burgherr seine Gedanken während des Essens weiter, „daß Sickingen den Tanz mit dem Erzbischof von Trier anheben mußte, ehe die Vorbereitungen zum Sturze der Fürsten beendet waren. Auf Hutten's Drängen war zwar mit den Reichsstädten angeknüpft worden, aber Sickingen schaute mit der vorurtheilsvollen Geringschätzung des Adligen auf die Stadtbürger und die Gemeinfreien; die Bauern heranzuziehen, davon war keine Rede. Mit der Reformation war es Sickingen wohl Ernst, aber nur als zweites. Sein Hauptziel, das ist mir heute klar, war kein anderes, als mit Hilfe des Adels und des neuen Glaubens sich Raum unter den Fürsten zu schaffen und sich selbst als weltlicher Kurfürst auf den Stuhl des Erzbisthums Trier zu setzen. Er war zu berühmt, zu reich und zu mächtig geworden, um noch ein Unterthan sein zu können. Wäre er Sieger geblieben und etwa durch die Ereignisse wider Willen weiter gedrängt worden, so hätten wir heute eine Adelsrepublik mit einem ohnmächtigen Kaiser an der Spitze. An die Stelle der Theilsfürsten wäre eine Legion kleiner adliger Despoten getreten, die dem Volke auch das letzte Mark aus den Knochen saugte. Das ganze Reich wäre ihrer schrankenlosen Willkür zur Beute geworden. Mir graut davor, es zu denken.“

Frau Barbara hatte die zarte weiße Stirn nachdenklich gesenkt; jetzt seufzte sie und sagte, die guten blauen Augen zu dem Gatten erhebend: „Wenn daheim auf Burg Nimpar von dem Unternehmen gesprochen wurde, dann dachten alle immer nur daran, der Lehenspflicht gegen den Bischof von Würzburg sich zu entledigen, und vertheilten dessen Güter unter sich. Die Noth der armen Leute zu erleichtern, davon war nie die Rede. Auch ich fand damals nichts daran,“ gestand sie erröthend, „kannte ich Dich doch noch nicht und glaubte meiner eigenen Pflicht vollauf genügt zu haben, wenn ich unseren Leibeigenen und Hinterlassenen in Nothfällen mit irgend einem Almosen beistand. Ich lachte wohl, wenn mein Bruder Wilhelm sich vermaß, es eines Tages wie der Götz von Berlichingen zu machen, auf eigene Hand Fehde zu führen und den reichen Stadtbürgern die Kisten zu fegen. Ich sollte dann auch Schmutz und schöne Kleider genug haben. Unser Vater starb leider, als der wilde Bub seine kräftige Hand am nöthigsten gehabt hätte.“

„Der Junge sagte nur laut, wozu sie alle ein stark Geleüsten verspüren,“ bemerkte Florian Geher unmutig. „Besäßen sie Berlichingen's Frechheit, Faustrecht und Straßenraub ständen noch in vollster Blüthe. Wölfe sind sie und es thäte Noth, man erschläge sie alle.“

„Arg ist's schon; aber Du solltest Dich des Wilhelm annehmen,“ bat dessen Schwester. „Dann möchte noch etwas

Lüchtiges aus ihm werden. Er ist ja noch so jung, erst zwanzig Jahr alt, und hält große Stücke auf Dich, just weil Du den Götz gefangen nahmst, den er so sehr bewundert."

"Er ist jung, ja, aber sein Kopf ist alt," verjette Herr Florian ernst. "Da er ein jüngerer Sohn ist, so berechnet er, wessen Schultern stark genug sein möchten, um ihn in die Höhe zu heben."

"Am verhaftesten ist es ihm, daß ein Grumbach bei einem Pfaffen zu Lehren gehen soll, mag er sich auch Herzog in Franken nennen," bemerkte die junge Frau noch, "und vollends bei dem jetzigen Bischof Konrad von Thübingen, der ein strenger und grausamer Mann sein soll."

"Das ist er in der That und die 'Bürgerchaft von Würzburg ist ihm darum feind," bestätigte ihr Gatte. "Nun, ich will versuchen, ob ich den jungen Burtschen für den Geist der neuen Zeit gewinnen kann, die der Welt einen anderen Mittelpunkt setzt als das eigene Ich."

Er selbst hatte das Vertrauen auf den Sieg der neuen Zeit nicht verloren, wenn auch Sidingsen's Unternehmen gescheitert war. Hutten's schnell auslobernde Begeisterung und überwältigende Beredsamkeit besaß er nicht; nachdem er aber für dessen Ideen einmal sich erwärmt hatte, erkaltete er auch nicht wieder. Auf die That gestellt, wie sein Freund auf das Wort, sann sein praktischer Verstand unablässig auf die Mittel, seine Ueberzeugung zu behändigen. Er hatte daher keine Zeit verloren, die durch Sidingsen's Fall und Hutten's Tod zerrissenen Fäden wieder zusammen- und neue Verbindungen anzuknüpfen. Mußte das Schwert ruhen, um so fleißiger führte er die Feder, und er bedurfte dazu keines sogenannten Briefdichters. Alle helleren Köpfe waren von der Erkenntniß erfüllt, daß die kirchlichen, sozialen und politischen Zustände im Reiche unhaltbar geworden seien und reformirt werden müßten. In dieser Ueberzeugung fanden sie sich leicht zusammen, und auf Burg Siebelstadt gingen die Briefboten aus und ein, zuweilen in seltsamer Gestalt.

Gusschlag auf dem Burghofe veranlaßte Herrn Florian, sich vom Tische zu erheben. "Es ist ein Fremder," sagte er, in den Hof blickend, wo ein Reiter in einem langen, dunkeln Mantel und einer Pelzkappe, deren Schirm er tief über die Augen gezogen hatte, von einem starknochigen Gaulle stieg. Hinter dem Sattel war ein Mantelsack aufgeschwankt. Frau Barbara war hinter ihren Gatten getreten und sah noch, wie der Fremde dem Schlosse zuschritt, während ein Knecht das Pferd in den Stall führte. Sporenklicrende Schritte näherten sich dem Gemach, und der Fremde trat mit gelüpfter Pelzkappe über die Schwelle. Er hatte einen geistvollen Kopf mit leicht ergrautem Haar, und er sprach mit einer angenehmen Stimme:

"Wir sahen uns noch nie, Herr Ritter; aber die Freunde unserer Freunde sind ja die unserigen, und so kenne ich Euch bereits durch Euren brieflichen Verkehr mit meinem Freunde, dem kurmainzischen Keller Weigand zu Miltenberg. Mein Name ist Wendel Sipler."

"Gott willkommen, Herr Kanzler!" rief der Hausherr angenehm überrascht und schüttelte dem Gaste kräftig die wohlgepflegte Rechte, von der er den Handschuh abgezogen hatte. "Legt ab und macht's Euch bequem."

"Erst gestattet, daß ich der edlen Burgfrau meine Ehrerbietung bezeige," antwortete Wendel Sipler, und ließ den Worten mit seinem Anstande die That folgen.

Frau Barbara bestätigte den Willkomm des Ritters in schlichter Weise und fügte hinzu: "Ihr treffet uns beim Mahle, Herr Kanzler; so bitte ich denn, nehmet fürlieb."

"Aber ohne den Kanzler, schöne Frau; denn den habe ich den Grafen von Hohenlohe vor die Füße geworfen," erwiderte Wendel Sipler mit einem leichtem Lachen.

Florian Beyer und seine Frau waren beide erstaunt; allein die Höflichkeit gestattete nicht, den Gast mit Fragen zu behelligen, so lange er noch nicht abgelegt hatte. Dieser selbst berichtete, während er seiner Kappe und seines Mantels sich entledigte und das Schwert abgürtete, welches er über einem dicken Ledertoller ohne Kermel trug, daß er von Nürnberg komme und zu seinem Freunde in Miltenberg unterwegs sei; er habe daher die Gelegenheit benutzt, um Herrn Florian persönlich kennen zu lernen. Die Burgfrau entfernte sich unterdessen, um für den Gast ein Gedeck und einen edleren Wein auftragen zu lassen.

"Diese Reise," fuhr Herr Wendel fort und wärmte sich die Hände an dem Kaminfeuer, "beträchtigt nur die alte Lehr', daß man von einem Dornbusch eher Feigen als Dank von Fürsten erntet." Wie er erzählte, war er aus den Diensten

der Grafen von Hohenlohe geschieden, weil er für seine lange und treue Amtsführung nur mit dem schwärzesten Lndant belohnt worden war. Sein eigenes Vermögen hatte er in ihrem Interesse zugelegt, und er war so arm davon gegangen, daß er bei dem Vater seiner Gattin zu Wimpfen im Thale, unterhalb Heilbronn, zu wohnen genöthigt war. Zwar hatten die Grafen ihm für seine Forderungen die Einkünfte eines ihrer Güter überwiesen, aber sie hatten dieselben bereits für sich eingezogen, als er sie erheben wollte, und so war er fortgegangen. Jetzt hatte er bei dem Reichs-Kammergericht die Rechte zweier Unterthanen der Grafen, die jene ebenso ungerecht wie hart gestraft hatten, verfolgt und den Prozeß gewonnen. Er schloß: "Wer die Grafen Albrecht und Jörg von Hohenlohe kennt, der wird von ihnen keine Gerechtigkeit, geschweige Milde erwarten. Segen mich haben sie bei dieser Gelegenheit zum Lndant den Schimpf gesügt, indem sie meine Ehrlichkeit verdächtigt. So sind die Herren!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Wahllokal.

Berliner Stimmungsbild.

In einem Wahlkreise des Westens von Berlin. An dem langen Tische des Wahllokals sitzen die Herren des Wahlbureaus. Die breite behäbige Figur des Vorsitzenden mit dem Lächeln in dem fettglänzenden Gesicht verräth den reichgewordenen Fleischermeister, der jetzt als Hausbesitzer und Rentier im beschaulichen Nichtsthun sein noch voranschlägig recht langes Leben beschließt. Neben ihm sitzt der Protokollführer, ein schneidiger junger Assessor, dessen Haltung und Frisur den Referendariatsmann verräth. Er wohnt im Hause des Herrn Vorsitzenden. Und ringsum die Besucher, alles wohlgenährte Herren, auf deren Bäuchlein die dicke Uhrkette tanzt. Sie sind wohl auch meist Hausbesitzer oder Rentiers, einer verräth durch seine auffallend elegantigende Kleidung den "feinen Herrenschneider" mit dem großen Spiegelscheiben-Magazin. Nur einer ist ein schwächlicher, langausgeschossener, blasser Mann mit verbitterter Miene, ein Lehrer der Volksschule des Distrikts. Man mußte doch auch einen aus den unvernünftigen Kreisen heranziehen.

Eben ist eine Pause in der Stimmenabgabe eingetreten. Der schneidige Protokollführer blättert in der Wahlliste, die gemüthlichen Herren führen ihre bereilliegenden Zigarren an den Mund. Ein Duft nach seinem Tabak verbreitet sich.

"Es ist doch wirklich unglaublich, noch nicht ein anständiger Mensch ist zum Wählen dagewesen! Alles solch Hinterhausgefindel," schnarrt der Protokollführer. "Klein Wunder, daß da diese Kerle, diese Sozialdemokraten, überall siegen, wenn die guten Leute zu Hause bleiben und nicht wählen kommen."

"Das ist wahr!" sagt einer der Dicken. "Aus meinem Hause sind bisher nur Hinterhäuser dagewesen. Diese Interesslosigkeit der Wohlhabenden ist unglaublich!"

"Und diese mißtrauische Miene, mit der die Leute ihre Stimmzettel abgeben. Sie beobachten ganz genau, ob wir nicht den Zettel in der Manschette verschwinden lassen und einen andern in die Urne werfen!" lachte der gemüthliche Vorsteher.

"Ja, natürlich," sagte der Garderobenhändler, "wir, die Ausbeuter, sind natürlich zu allen Rechtsverdreherungen fähig! Wenn es nach mir ginge, dürften diese Leute da überhaupt nicht wählen. Was thun sie denn für den Staat? ... Die paar lumpigen Steuergrößen!"

"Ich denke doch," wagte der Schullehrer sich einzumischen, "ich möchte doch einwenden, daß die Leute ihre Steuerzahlungen viel schwerer empfinden, als die Wohlhabenden, und daß sie außerdem auf dem Wege der indirekten Steuern große Opfer ..."

"So, das meinen Sie?" fiel ihm der Vorsteher ins Wort. "Na, Sie haben doch keine Ahnung, was unsereins an Steuern zahlen muß." Der Blick drückte ziemliche Verachtung aus.

"Die Leute würden gern noch mehr zahlen, wenn sie nur ihr Einkommen hätten," sagte der Schulmeister mit einem feinen Lächeln.

Der Vorsitzende riß seine kleinen wässerigen Augen weit auf, und so wäre sicher eine lapitale Grobheit herausgekommen, wenn nicht in diesem Augenblick ein neuer Wähler eingetreten wäre. Ein großer schlanker Herr mit seinem, spikem schwarzem Bart, mit funkelndem Cylinder, in schwarzem Gehrock, lichtgrauem Weinkleid und mit einem Spazierstock mit goldenem Knopf in der Hand. Ein sehr bewegliches Gesicht mit lebhaft spielenden Augen hinter einem goldenen Smeiser. Mit eleganter Haltung trat er an den Tisch:

"Bantier Dehnhardt, Straße 25."

Als er mit einer eleganten Verbeugung wieder hinausgegangen war, sagte der Garderobenhändler: "Das ist ein Kerl, immer vornehm, jetzt fährt er wieder auf Gummi."

"Ja, aber zweimal soll er schon bankrott gemacht haben; doch ist er jedesmal hinterher noch vornehmer und eleganter. Nachweisen kann man ihm niemals was, aber mit den Gerichten hat er schon genug zu thun gehabt," bemerkte lächelnd der Assessor.

"Und er verkehrt in den besten Finanzkreisen," fügte der

Garderobenhändler hinzu. „Er hat sich bei mir wiederholt Gesellschaftsanträge für sehr feine Gesellschaften bestellt.“

„So lange man ihm nichts nachweisen kann, und so lange er Geld hat, ist er natürlich ein Ehrenmann!“ sagte der ironische Schullehrer.

„Ja, da fällt mir ein,“ sagte der Vorsitzende, ohne den Schullehrer eines Blickes zu würdigen. „Bei Einem in der Wahlliste steht bemerkt, daß er Armenunterstützung empfangen hat. Ich bitte Sie, Herr Protokollführer, darauf zu achten, daß der Mann nicht wählen darf. Sie wissen, das schließt die Wahlberechtigung aus.“

„Wer ist es denn?“

„Ach, es steht da Bureauschreiber Werner — der Mann ist 72 Jahre alt,“ sagte der Vorsitzende.

„Na, der wird dann auch gar nicht kommen,“ meinte einer der Behändigen.

In demselben Augenblick humpelte eine seltsame Gestalt herein. Eine einst riesengroße Figur, die aber entsetzlich ausgezehrt war und insolge von Gicht etwas seitlich gekrümmt; ein langer schnee-weißer, sogenannter Kaiser-Wilhelmbart umrahmte ein tiefzerfurchtes, greisenhaftes, mageres Gesicht, dessen Züge noch Spuren von Energie aufwiesen. Seine Kleidung bestand in einem ganzen, schwarzen Anzug, der aber sehr abgeseht war und in allen Nähten glänzte. Das auffallendste aber war eine lange Ordensreihe auf der Brust: ein eisernes Kreuz, Kriegereydenkmünzen, auch eine Rettungsmedaille. Er lahnte stark auf dem einen Fuß und schleifte ihn etwas nach. Mit der Rechten stützte er sich auf einen Stock. Als er nun aber mitten vor dem Tisch stand, raffte er sich mit einem Ruck empor, stand wie ein Grenadier in der Front da und sagte:

„Bureauschreiber Werner, meine Herren!“

„Wenn man vom Wolf spricht...“ murmelte der Garderobenhändler seinem Nachbar zu.

„Ah, Herr Werner,“ schnarrte der Protokollführer, „nja... aber... zu meinem Bedauern muß ich Ihnen sagen... Sie... Sie dürfen nicht wählen!“

„Ich... Ich darf nicht wählen?!“ fragte mit namenlosem Erstaunen der alte Mann. Er stand noch immer hochaufrichtig. „Ja... bin ich denn ein Chloser, daß ich mein Bürgerrecht nicht ausüben darf?“

„N... nein, Herr Werner... Wie können Sie denken... aber Sie haben im letzten Jahre Armenunterstützung empfangen, die nicht zurückbezahlt ist.“

„I... h... ja — be...“ Der alte Mann sank plötzlich völlig in sich zusammen. „Und dann... bin ich ehelos?“ stotterte er.

„Nein, es ist nur eine Wahlvorschrift,“ suchte der Vorsitzende zu begütigen.

„Aber... es ist auch garnicht wahr“, rief der Greis plötzlich mit freierwachsender Energie. „Das ist eine Niedertracht. Hören Sie, meine Herren,“ rief er sehr laut, sein Gesicht glühte und seine matten Augen belaneten plötzlich einen hellen Schein. „Allerdings bin ich während meiner langen Augenkrankheit zum Armenvorsteher gegangen und habe ihn gebeten, ob er nicht für mich alten Veteranen etwas thun könne. Ich hätte mir ja immer mit Schreibearbeiten so gut durchgeholfen. Aber nun ging es doch nicht! Und da hat er gesagt, er wolle mir etwas Geld aus einer Wohlthätigkeitskasse verschaffen. Da sagt ich, es darf aber nicht die Armenkasse sein, denn dann verliere ich meine ehrlichen Bürgerrechte. Nein, nein, sagte er, es ist eine Privatkasse. Und dann schickte er mir Geld, und ich meinte, es sei von einem Veteranenverein... wie er mir gesagt hatte.“

„Ja, hier steht Armenkasse!“ sagte der Vorsitzende achselzuckend.

„Nun bin ich also mit einem Male ehelos... nun steh ich vor Ihnen allen da in gleicher Stufe mit einem Verbrecher, einem, der im Zuchthaus gefessen hat... Nun weiß ich es doch endlich — mit 72 Jahren muß ich es lernen — das Armuth... Schande ist!“

Er presste die freie linke Hand — die rechte hielt den Stock — gegen die Augen, drehte sich sehr schnell herum und wankte fast taumelnd hinaus.

„Es geht doch nichts über eine gerechte Gesetzgebung,“ sagte ironisch der Schullehrer.

„Na, sollen denn auch noch alle Armenhäuser Wahlrecht haben?“ fragte wüthend der Assessor, offenbar in der Vermüthung, durch die scharfe Antwort seine unbefugliche Stimmung abzuschütteln. —

Kleines Anzettelton.

ed. Der Geldsack thut es. In Toronto ging an einem Sonntag ein Mitglied einer sehr frommen Sekte in die Kirche und zwar in Begleitung eines Regers. Vor der Kirchthür begegnete ihnen ein anderes Gemeindeglied und nahm den frommen Bruder zu einer kurzen Aussprache bei Seite.

„Bruder Smith, was fällt Dir ein?“

„Was meinst Du?“

„Du willst einen Regler mit in unsere Kirche nehmen?“

„Warum sollte ich nicht? Er ist ein gescheuter, wohlherzogener Mann.“

„Wer fragt darnach? Er ist ein Regler!“

„Aber ich bin mit ihm befreundet.“

„Was geht das uns an? Du kannst doch nicht unserer ganzen Gemeinde einen solchen Schlag ins Gesicht versetzen!“

„Er ist so gut ein Christ wie wir, ja, mehr noch, er gehört in Boston ebenfalls unserer Sekte an.“

„Als ob das die Sache an sich milderte! Laß ihn doch in Boston mit seinen schwarzen Brüdern beten!“

„Aber er ist ein Mann von fünf Millionen Dollars.“

„Ein Mann wovon?“

„Ein Mann von fünf Millionen Dollars!“

„Fünf Millionen Dollars! Bruder Smith — stelle mich dem Mann vor!“ —

Theater.

— Wahr contra Schlenker. In der Wiener Wochenchrift: „Die Zeit“ veröffentlicht Hermann Wahr einen wüthenden Artikel gegen den Direktor des Burg-Theaters. Der Artikel hebt an: „In diesen Tagen soll es sich entscheiden, ob Herr Schlenker gehen muß oder am Burg-Theater bleiben darf. Da ist es wohl an der Zeit, einmal die fünf Monate — seiner Thätigkeit kann man das ja kaum nennen, aber sagen wir: Anwesenheit bei uns ein wenig zu bedenken. Ich will referiren, wie es ihm ergangen ist, wie er begommen hat, was er that, was er ließ, wo er am Ende verblieb und wie wir uns also mit ihm, für ihn oder gegen ihn, wenn es ihm erlaubt werden sollte, daß er bleiben darf, zu verhalten haben werden. Es dauerte ein bißchen lang, bis er überhaupt begann. Er hatte etwas viel mit Büchlingen durch alle Instanzen, Mührungen über den gewissen „Geist des Burg-Theaters“ und Angelobungen an seine Clique im Kottage zu thun und kaum war er mit der Bewunderung des alten Intendanten fertig, so fing er mit der des neuen von vorne an: nie ist allen Funktionären inständiger, flehentlicher hofirt und geschmeichelt worden. Ich weiß nicht, ob das so klug gewesen ist, als der Herr Schlenker meint. Er kennt die Wiener nicht. Die Wiener haben es nicht sehr gern, wenn jemand in alles hineinkriecht, und mit einem Erstaunen, das von Mißachtung nicht mehr gar zu fern war, sahen sie zu, wie der Berliner Gelehrte auf einmal die albernsten Phrasen der Wiener Vorstadt anzustrudeln mit jedem Bänfelsänger um die Wette beflissen war.“ Nach Wahr's Meinung ist Schlenker alles, was er unternommen, mißglückt. Die neuen Stücke, die er aufgeführt, sind durchgefallen; die von ihm „entdeckten“ Talente sind durchgefallen; die aus der Provinz herbeigekommelten Gäste — sie fielen durch, alle fielen durch.“ Durch Schlenker's Direktionsführung ist das Burgtheater verödet. Die wenigen guten Momente, die unter der neuen Direktion zum Vorschein gekommen, seien alle noch auf die Thätigkeit Burdhard's zurückzuführen. Es gebe nur eine Rettung: Man müsse wieder auf die Methode Burdhard zurückgreifen. Der Artikel kommt zu dem Schlusse: „Herr Schlenker mag wählen. Weigert er sich, die Tradition Burdhard's anzunehmen, und bleibt er dem Dittat seiner Währinger Klippe gehorham, so dauert es kein Jahr und man jagt ihn mit Schimpf und Schande davon. Ist er klug, nimmt er die Tradition Burdhard auf und bescheidet sich, ihr großes Andenken treu zu verwalten, dann werden wir vielleicht vergessen können, wie er zu uns gekommen ist und wie er bei uns begommen hat. Mag er wählen. Er hat sein Schicksal in der eigenen Hand!“ —

Musik.

— or. Neues Opernhaus. Der heutige Sommerzug zu Kroll hat sich mit einer Neueinstudirung von Auber's „Stumme von Portici“ vollzogen. In vielen Theilen gehört auch sie zu den fünfaktigen Effektopern der einstigen Pariser „Académie imperiale“, über deren Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen in szenischer, deren falschem Pathos und hohlem Spektakel in musikalischer Beziehung ein immer dichterter Staub sich lagerte. Einzig in dem Männerduett und in der Barcarole des zweiten Aufzuges, in einigen Rezitativen und in den Volksjzenen hat sich ein lebendiger dramatischer Ausdruck erhalten, und melodische Beredsamkeit besitzt nur das Schlummerlied und der Abschied Masaniello's von seiner Fischhütte. Eine in jeder Hinsicht kraftvolle Leistung bot Herr Silva als Masaniello, wenn ihm auch zu entscheidenden Wirkungen der Glanz einer frischen Höhe fehlte. Fräulein Dell'Era standen als Darstellerin der Titelrolle bereitetes Mienenspiel und eindringliche Geberdenprache zur Verfügung; sie zeigte sich als bedeutame Schauspielerin ohne übertriebene Balletzugenaben. In zweiten Partien schufen Frau Herzog, die Herren Hofmann und Naval mehr als konventionelle Opernfiguren. Die Ausstattung erregte Bewunderung, und in den Volksjzenen herrschte mehr als stereotypes Chor- und Statistenseuer. —

Geographisches.

— Ueber die dänischen geographischen Untersuchungen im Jahre 1898 schreibt der „Globe“: Die Vermessung und Kartirung der Far-Öer, welche im Jahre 1895 begonnen wurde, wird in diesem Jahre die nördlichen Inseln umfassen, während Sando und Spherö mit Fixpunkten und Nivellement versehen werden sollen. Der Schoner „Diana“ wird in diesem Jahre Vermessungen an der Küste von Island vornehmen. Es ist die Absicht, die Untiefen und die Fischbänke bis hinaus zur 100-Meterlinie zu vermessen und Untersuchungen über die Temperatur, den Salzgehalt, die Bodenbeschaffenheit und sonstige für die See- und Fördensfischerei wichtige Verhältnisse anzustellen. In diesem Jahre sollen die Süd- und die Ostküste in Angriff genommen werden.

Ld. Thoroddsen wird in diesem Sommer das Hochland am Lang-Jokull im Innern Islands untersuchen, wo große Seegruppen und unbekante Lavastrome vorkommen. Mit dieser Reise gelangen seine systematischen geographisch-geologischen Untersuchungen nach dem ursprünglichen Plane zum Abschluss. Seine erste größere Reise auf Island unternahm er im Jahre 1882, und seit dieser Zeit hat er die ganze Insel bereist, nicht nur das vorher wenig bekannte Hochland, sondern auch alle Anhebungen, Halbinseln und Fjorden. Kapitän Daniel Brann wird in diesem Sommer seine Untersuchungen auf Fär-Öer und auf Island fortsetzen. Im Monat Mai beabsichtigt er nach Fär-Öer abzugehen, um hier seine im Jahre 1896 begonnene Untersuchung der Denkmäler der Vorzeit zu vollenden. Alsdann geht er nach Island, um an der westlichen und nordwestlichen Seite der Insel ähnliche Untersuchungen ins Werk zu setzen. Hier wird er auf den Klöben und den Sprengfelsenswegen Warten errichten, damit diese alten Heidewege wieder dem Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden der Insel eröffnet werden können. Das Innere der großen Disko-Insel ist wohl der am wenigsten bekannte Theil des dänischen Grönland. Der hier herrschende gänzliche Mangel an Kenntnissen hat zur Folge, daß die Grönländer selbst niemals das Innere besucht haben. Die Kommission für die geologische und geographische Untersuchung Grönlands hat beschlossen, die Insel eingehend untersuchen zu lassen und mit dieser Untersuchung den Geologen Dr. K. J. V. Stenstrup betraut. Die Untersuchungen werden namentlich die glacialen Verhältnisse im Innern, Pflanzenversteinerungen und das tellurische Nadeleisen betreffen.

Medizinisches.

k. Fremdkörper im Gehirn. Noch einige Jahrhunderte nach Christi hielt man die Schädelkapsel für nichts anderes als einen Abfuhrplatz für unreine Säfte des Körpers, die sich hier in Form eines eitrigen Breis, als den man das Gehirn ansah, sammelten. Erst allmählig hat sich die Lehre von den Funktionen dieses überaus wichtigen Organs entwickelt. Heute wird, im Gegensatz zu der früheren Anschauung, die Bedeutung des Gehirns für das Leben von den Laien meistens überschätzt. Man ist heute vielfach der Ansicht, als dürfte auch nicht der kleinste Theil des Gehirns zerstört werden, ohne daß das Leben aufs ernsteste gefährdet sei. Dem ist jedoch keineswegs so. Es können vielmehr verhältnißmäßig große Partien zerstört werden, ohne daß irgend welche Lebensgefahr eintritt. Ja es kann sogar in solchen Fällen die Funktion sämtlicher Organe erhalten bleiben, es braucht nicht einmal die Intelligenz in Mitleidenschaft gezogen zu sein, so daß die einzigen Beschwerden in von Zeit zu Zeit auftretenden Anfällen heftigen Kopfschmerzes bestehen, die sich aber oft später wieder verlieren. Die Schwere der Folge-Erscheinungen hängt natürlich ab von der Art der verletzten oder zerstörten Hirntheile. — In den ärztlichen Annalen liegt ein Fall aufzeichnet, wo ein Arbeiter, der beim Bau eines Tunnels mit Sprengen von Felsstücken beschäftigt war, mit einer langen Eisenstange, mit der er die Dynamitpatronen in die Bohrlöcher schob, unvorsichtig umging, so daß eine Patrone platzte, und die als Geschöß wirkende Stange ihm unter dem Auge eindrang und am Scheitel wieder aus dem Kopf herausfuhr. Nach mehrmonatlicher ärztlicher Behandlung lebte der also Verletzte noch zwölf Jahre. — Heute läßt man in der Regel in das Gehirn eingebrungene kleinere Fremdkörper, etwa Revolverkugeln, ruhig stehen; denn erstens pflegt, wenn der Tod nicht bald nach der Verletzung eintritt, das Leben nicht weiter gefährdet zu sein, und ferner wäre eine Operation nichts weniger als ungefährlich.

Aus dem Gebiet der Chemie.

Chlorophyll und Hämoglobin. Eine interessante Entdeckung hat der Chemiker Marchlewski im Laboratorium des Dr. Schmidt in Manchester gemacht. Sie bezieht sich auf die Chemie des Chlorophylls oder Blattgrüns, das im Leben der Pflanzen so wichtige Funktionen verrichtet. Durch Einwirkung starker Säuren auf Chlorophyll erhält man einen bestimmten Körper, und wenn man diesen in geschlossener Röhre mit Alkali behandelt, so entsteht Porphyrin, ein in rothen Nadeln krystallisirender Stoff von bemerkenswerthen Eigenschaften. Behandelt man Hämoglobin, den Farbstoff des Blutes, in ähnlicher Weise, so erhält man einen dem Porphyrin verwandten Körper, das Hämato-porphyrin. Die Ähnlichkeit beider Körper ist in hohem Maße auffallend. Beide sind roth und geben rothe Lösungen; beide zeigen sich starken Säuren gegenüber als schwache Basen; beide entwickeln, erhitzt, Pyrolo-Nach; die ätherische Lösung beider giebt ein siebenbändiges Absorptions-Spektrum, und die Stärke und gegen- seitige Lage der Bänder ist bei beiden Körpern vollkommen gleich, der einzige Unterschied besteht darin, daß die Bänder des Hämato-porphyrin-Spektrums um ein ganz Geringes näher dem rothen Ende des Spektrums liegen. Auch in ihrer Zusammensetzung nähern sich beide Körper. Die Ähnlichkeit eines Abkömmlings des wichtigsten physiologi- schen Faktors im Leben der Pflanzen mit einem ähnlich erhaltenen Abkömmling des Hämoglobins, das im Leben der Thiere eine wichtige Rolle spielt, verdient die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Grade. Professor Renti, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Blutfarbstoffe, äußerte sich über die Bedeutung der Marchlewski- schen Entdeckung, daß sie geeignet erscheint, einiges Licht zu bringen in den Entwicklungs-Vorgang, den die chemische Zusammensetzung organisirter Gebilde in früheren Zeitaltern durchgemacht hat; man

könnte annehmen, daß in dem Maße, wie sich die organisirten Ge- bilde verändert haben, auch die Stoffe, aus denen sie bestehen, all- mählig andere Zusammenetzung annahmen. —

Technisches.

— Ueber einen neuen Sprengstoff „Dynammon“ wird aus Eisenarz berichtet: Am 17. Mai und 3. Juni d. J. wurden im Erzbergbau der ersten österreichischen Alpinen Montan-Gesell- schaft größere praktische Versuche mit „Dynammon“, dem neuen Sicherheitsprengstoffe der Kriegsverwaltung, sowohl am Tagbau als auch in der Grube mit dem besten Erfolge durchgeführt. Wie verlautet, haben mehrere Bergwerksunternehmungen sowie die genannte Gesellschaft, welche rücksichtlich des Bezuges von Dynamit gegenüber der Aktiengesellschaft Dynamit Nobel vertragsmäßig gebunden waren, be- schlossen, in ihren Bergbauen fernerhin den Sprengstoff „Dynammon“ zu verwenden. „Dynammon“ ist im technischen Militärkomitee erfunden worden und gehört zu jenen nicht kriegsmäßigen Sprengmitteln, welche das Reichs-Kriegsministerium für industrielle Zwecke erzeugen läßt. Das „Dynammon“ hat den großen Vortheil, daß es nur mit einer Sprengkapsel entzündet werden kann, sonst aber ganz unempfindlich ist. Demgemäß ist dessen Transport mit jedem Eisen- bahnzuge oder sonstigem Befehle ganz gefahrlos möglich und ein Mißbrauch mit demselben ohne Anwendung der entsprechenden Sprengkapseln ebenfalls ganz ausgeschlossen. Es ist also ein wirk- licher „Sicherheits-Sprengstoff“. —

Humoristisches.

— Wörtlich ausgeführt. Ein Parlamentskandidat, der soeben eine langathmige Rede vom Stapel läßt, ruft pathetisch aus: „Ja, meine Herren, ich gehe noch einen Schritt weiter!“ Damit trat der Kurzschichtige in seinem Enthusiasmus über den Rand der Rednerbühne hinaus und fiel zwischen die unten sitzenden Reporter. —
 — Der Kunst-Proz in der Ausstellung. „Esse, bleib' nicht so lang' stehen, sonst glauben de Zeit, mer sein's erste Mal in'r Ausstellung!“ —
 — Er weiß es. Mutter: „O Jimm, ich glaube, Du weißt wirklich nicht, wie man es anfangen muß, ein guter kleiner Junge zu werden!“
 Jimm: „Doch, Mama, ich weiß es. Man muß immer das nicht thun, was man am liebsten thun möchte.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Bei der Reichstagswahl in Elbing erschien auch mit ordnungsmäßig zusammengefalteten Zettel ein Chinese vor der Urne, wurde aber natürlich seinen Zettel nicht los. —
 — Das Dorf Wislupin bei Rogowo wurde durch eine Feuersbrunst größtentheils eingeebnet. —
 — Ein 300-jähriger Prozeß wegen eines Waldes von ca. 2800 Hektar zwischen der Gemeinde Burginn und einer Familie von Thüngen wurde nunmehr endgiltig zu Gunsten der Gemeinde entschieden, indem die Verurteilung gegen das Urtheil des Landgerichts Würzburg vom Oberlandesgericht in Bamberg ver- worfen wurde. —
 — In Hermsdorf (Schlesien) ermordete am Sonntag ein Schuhmachergeselle in der Abwesenheit des Meisters dessen Frau und achtfährigen Sohn. —
 — Eine reiche Gutsbesitzerin in Karlsbad veruchte, den bei ihr wohnenden elfjährigen Neffen durch Hunger sterben zu lassen, um sich in den Besitz seines beträchtlichen Vermögens zu setzen. —
 — Bei einer „wissenschaftlichen Produktion über Suggestion“ in Wien, die „Professor“ Kranke aus New-York ausführte, fiel ein 13-jähriger Junge in hypnotischen Schlaf und konnte zunächst nicht wieder geweckt werden. Erst am folgenden Tage erwachte er nach 16stündigem Schlafe. Der Vorfall verursachte große Aufregung, die Produktion mußte abgebrochen werden. —
 — Der Komponist Giuseppe Verdi stiftete 2 Millionen Lire zur Errichtung eines Heims für arme alte Musiker in Mai- land und stellte außerdem eine jährliche Summe von 300 000 Lire zur Unterhaltung der Anstalt sicher. —
 e. e. Einen Riesenschwindel haben die Bewohner von Busuluk, Gouvernement Samara, 6 bis 7 Jahre lang getrieben. In allen Zeitungen priesen sie die Wunderkräfte der Kusmitischen Sphedra bei allen möglichen Krankheiten an, und auf Bestellungen sandten sie dann gegen schweres Geld wohlverpacktes — Sen. Eine Broschüre gab es bei Abnahme von 2 Pfund extra. Aus einem Fuder Sen, das 8 Rubel kostete, schlugen sie so 1200 bis 1800 Rubel heraus. Jüngst wurde ihnen nun das Handwerk gelegt. 3 Millionen Kellameplafate und mehrere hundert Pud Sen in Pfundpaketen wurden konfisziert. —
 t. Das englische Vermögen, das auf dem Meere schwimmt, wird für jedes Jahr auf über 22 Milliarden Mark geschätzt. Rechnet man den Werth der Schiffe, deren Raummehalt 10 1/2 Millionen Tons übersteigt, mit ein, so steigt der Werth des schwimmenden Vermögens auf 24 1/2 Milliarden. Das in Eng- land selbst ruhende Vermögen beläuft sich dagegen im Gesamtwert nur auf 3,2 Milliarden, macht also nur ein Achtel des ersteren aus. —